

das ursprünglich enge Tal zu einer ebenen Talsohle umgestaltet wurde und unter der große Teile der „Frühstadt“ versunken sind.

Der Autor betont mehrfach, dass es sich dabei um einen „hypothetischen Entwurf“ handle, der jedoch durch die Zielsetzung des Archäologischen Stadtkatasters und die Notwendigkeit der Formulierung weiterführender Fragen seine Berechtigung erhalte. Die Rezensentin vermag dem nicht zu folgen. Zum einen erscheint die archäologische Quellenbasis, die der Autor für seine Aussagen heranziehen kann, äußerst gering und daher überinterpretiert. Dies gilt zum Beispiel, wenn auf der Grundlage von drei (!) Fundstellen mit sekundär verlagertem frühmittelalterlichem Material und dem Altfund eines frühmittelalterlichen menschlichen Skeletts im Bereich Hirschgasse/Kollegiumsgasse, als Nachweis einer Hofstelle mit zugehöriger Grablege, das alamannische Dorf mit einer präzise definierten Ausdehnung dargestellt wird. Bei den archäologischen Fundstellen, die für den Nachweis der Niederungsburg und die Umwehrung der Frühstadt mit Wall und Graben herangezogen werden, sind, wie er selbst feststellt, die von ihm als einschlägig benannten Befunde bei der Grabung nicht erkannt worden, es wurde „an ihnen vorbeidokumentiert“, bzw. sie fehlen in den einschlägigen Plänen ganz. Man muss sich fragen, woher der Autor dann seine Kenntnisse dieser Strukturen bezieht. Es geht dabei um eine grundsätzliche methodische Frage: Auf welcher und einer wie gut abgesicherten archäologischen Quellenbasis sind weitergehende Aussagen möglich, bzw. sind sie eben nicht vertretbar, selbst wenn sie als Hypothese formuliert sind. Letzteres scheint der Rezensentin bei diesem Stadtentwicklungsmodell gegeben. Auch die Mitautoren des Werks lassen diesem gegenüber eine deutliche Skepsis erkennen.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass, solange keine neuen, beweiskräftigen und nachvollziehbaren archäologischen Belege vorliegen, die Ausführungen Frommers zur Entwicklung Tübingens im Früh- und Hochmittelalter nicht überzeugen können. Wenn allerdings die Festlegungen des archäologischen Stadtkatasters in Zukunft umgesetzt werden sollten, werden wir über solche auch in Zukunft nicht verfügen, da sie alle in jenen Arealen zu erwarten sind, wo (so Karte 1) den Bodenerkundungen Bestandsschutz zugesprochen ist.

Barbara Scholkmann

Luisa GALIOTO / Volkhard HUTH / Niklot KROHN (Hg.), Kloster Schuttern. Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte. Eine Bestandsaufnahme, Lindenberg im Allgäu: Kunstverlag Josef Fink 2017. 256 S., 230 farb. Abb. ISBN 978-3-89870-997-2, Hardcover. € 29,80

Eine wissenschaftliche Tagung im April 2013 mit 21 Referenten wird als neue Grundlage für die Beschäftigung mit der Abtei Schuttern angesehen. Dazu wurde ein „Masterplan“ erstellt, der neben dem Kloster auch die Umgebung desselben einbezog. Der Band verteilt die 20 abgedruckten Beiträge auf drei Kapitel. Das erste „Grundlagen und Baugeschichte“ umfasst sieben Beiträge.

Luisa Galioto wertet die Ausgrabungen von 1972–1975 für ihren Beitrag „Das Kloster Schuttern von der Gründung bis zur Romanik“ umfassend aus, der zu einer Dissertation über die Frühgeschichte Schutterns erweitert werden soll. Die Grabungen haben eine Abfolge von Vorgängerbauten ergeben. Anzeichen könnten darauf hindeuten, dass das älteste Kloster auf römischen Ruinen errichtet wurde. Dieses bestand aus einer aus Stein errichteten Kirche mit einer Innenbestattung in der Nordwestecke und einem Annexbau im Süden.

Diesem Kirchbau wurde etwas später eine halbrunde Apsis angebaut. Die von dem Ausgräber Karl List vorgenommene Rekonstruktion einer Pflege der Memoria über dem Grab des Klostergründers Offo erscheint nach der Verfasserin wenig glaubhaft. Die zweite Klosteranlage dürfte 817 – als Schuttern im Kapitular Ludwigs des Frommen erwähnt wurde – bereits gestanden haben. Diese karolingisch-ottonische Klosteranlage samt Konventbauten wird umfassend beschrieben. Die zweite Klosteranlage brannte anscheinend ab und wurde beim Neubau um die Mitte des 12. Jahrhunderts vergrößert.

Die Keramikfunde der Grabung von der Römerzeit bis ins 12. Jahrhundert werden von Uwe Gross untersucht. Ulrike Kalbaum ergänzt die Untersuchung mit Anmerkungen zur romanischen Bauskulptur des Klosters, die sich auf die erste Hälfte und das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts datieren lassen und florale wie figürliche Darstellungen aufweisen. Regine Dendler „Schuttern in Farbe – Ein erster Überblick über die Wandmalereireste“ erläutert, dass diese Wandmalereireste nicht eindeutig datiert werden können. Sie können aus der Karolingerzeit stammen, aber ebenso gut auch erst aus dem Hochmittelalter. Claudia Bodinek widmet sich dem 1972 aufgedeckten „Schutterner Mosaik“, das entweder aus dem 11. oder 12. Jahrhundert kommt. Der Beitrag belegt die außergewöhnliche Stellung des Mosaiks im Klosterraum.

Jean-Philippe Meyer vergleicht die romanische Abteikirche des 12. Jahrhunderts nach dem Stich von Franz Xaver Schönbächler von 1750 mit den romanischen Kirchenbauten in Schwaben und im Elsass, wobei sich die engen Verbindungen der 1155 geweihten Abteikirche von Schuttern zu den übrigen romanischen Kirchenbauten im deutschen Südwesten zeigen. Stephanie Zumbink untersucht die barocke Klosteranlage Schutterns aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit der Planung des Bibliotheksaals. Die 1773 geweihte barocke Klosterkirche wurde nach der Säkularisation 1806 zur Pfarrkirche. Da sich der Verkauf der Konventsgebäude zerschlug, wurden sie 1826 auf den Abbruch verkauft, was sich noch bis 1839 hinzog, aber die Konventsgebäude bis auf geringe Reste vollständig zerstörte.

Das zweite Kapitel des Bandes widmet sich den „Historischen Kontexten“ mit insgesamt acht Beiträgen. Dario Kampkaspar geht in seinem Beitrag „Offa Rex – Beobachtungen zur Gründungserinnerung des Klosters Schuttern“ auf der Basis der Untersuchungen von Christopher Zwanzig auf die Gründungsmythen fränkischer Abteien ein. Dabei zeigt er die unsichere Überlieferung zu Schuttern. Alfons Zettler befasst sich mit „Fragen und Überlegungen zu den Anfängen des Klosters Schuttern“. Nach Abwägen aller Fakten bezieht er Schuttern in den Kreis der Pirminklöster ein, doch lehnt er eine frühere Gründung des Klosters nicht vollständig ab. Uwe Ludwig widmet sich den „Mönchslisten des Klosters Schuttern aus der Karolingerzeit“, die vor allem aus dem Verbrüderungsbuch der Reichenau stammen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass Schuttern zwar in die reichsweite Verbrüderungsbewegung der Karolingerzeit eingebunden war, sich aber an derselben nicht sehr intensiv beteiligt hat.

Volkhard Huth geht in seinem Beitrag zu den Austauschbeziehungen gelehrten Wissens in der Karolingerzeit auf die Stellung des Klosters Schuttern ein, die nach den vorhandenen Zeugnissen wesentlich bedeutsamer gewesen sein dürfte, als bislang angenommen wurde, und weiträumige Beziehungen Schutterns im Bildungsbereich der Zeit aufzeigt. Udo Kühne sieht sich „Schutterns mittelalterliche Klosterbibliothek“ näher an. Obwohl sich Spuren derselben früh finden, lässt sich ein schärferes Profil der Bibliothek nur für den Zeitraum um 1500 bis 1550 gewinnen, der auch die letzte Blütezeit der Bibliothek war. Armin Schlechter befasst sich mit Paulus Volz, Nikolaus Gerau und den *Annales monasterii Schut-*

terensis. Die Mönche Volz und Gerau haben in den Annales die Geschichte ihres Klosters aufgezeichnet. Paul Volz wird in seiner Stellung im Humanistenkreis in Schlettstadt gewürdigt, worauf die Annales in ihrer Überlieferung, ihren Quellen und ihrem Inhalt untersucht werden. Diese typisch süddeutsche klosterhistoriographische Arbeit ist letztlich durch den Anschluss von Schutterern an die Bursfelder Reform entstanden, wobei das Schwanken des Verfassers Volz zwischen alter Kirche und Reformation ein geistesgeschichtlich interessantes Zeugnis darstellt.

Erik Vollmer wendet sich mit der Untersuchung Schuttererns als Grablege der Geroldsecker einem neuen Abschnitt in der Geschichte der Abtei zu. „Die Säkularisation der Benediktinerabtei Schutterern (1782–1806)“ wird von Volker Rödel umfassend untersucht. Ausgehend von den josephinischen Maßnahmen gegen das Klosterwesen schlägt er den Bogen zu den Vorgängen von 1806 und vor allem auch zu den Folgeerscheinungen im frühen 19. Jahrhundert.

Das dritte Kapitel des Bandes „Vergleiche“ stellt mit fünf Beiträgen die Verbindung zu anderen Klöstern her. Dieter Lammers behandelt die archäologischen Untersuchungen im Kloster Lorsch. Charlotte Lagemann/Tina Schöbel stellen Überlegungen zur stilistischen Einordnung und Datierung der Bauteile der ehemaligen Klosterkirche Schwarzach an, die zwischen 1145 und 1190 errichtet wurde. Eine detaillierte Bauuntersuchung könnte hier weitere Aufschlüsse bringen. Bertram Jenisch stellt „Neue Befunde zu Klöstern in der Ortenau und im nördlichen Breisgau“ zusammen. Neben Gengenbach werden Ettenheimmünster, Tennenbach, Waldkirch und Schutterern behandelt. Neben geophysikalischen Prospektionen und Ausgrabungen werden sehr präzise Hinweise für die weiteren Untersuchungen zusammengestellt. Johann Schrempf behandelt „Schutterern und Gengenbach – Kloster und Stadtwerdung im Vergleich“. Ähnliche Voraussetzungen am Ort beider Klöster riefen gleichartige Konstellationen hervor, wobei die Siedlung Schutterern in der Neuzeit zurückfiel, während sich Gengenbach entwickelte. Abschließend äußert Jenisch „Gedanken zu einer optimierten Präsentation der Grabung Schutterern“, wobei vergleichend auf St. Dionysius in Esslingen, St. Étienne in Marmoutier und St. Peter in Genf eingegangen wird.

Der Band über Kloster Schutterern führt vor Augen, wie die Säkularisation „ganze Arbeit“ bei der Zerstörung des Klosters und seines Nachlasses geleistet hat. Die Autoren haben die Reste der Überlieferung zu einem ersten zusammenfassenden Bild geformt, das sich vermutlich in Einzelheiten weiter verdichten lässt, da das hohe und späte Mittelalter ebenso wie die Neuzeit mit wenigen Ausnahmen ausgespart geblieben ist. Der Untertitel „Bestandsaufnahme“ erscheint daher im Hinblick auf eine Gesamtbetrachtung des Klosters etwas unpassend zu sein. Immo Eberl

Julian HANSCHKE, Schloss Heidelberg. Architektur und Baugeschichte, Karlsruhe: Institut für Baugeschichte – Karlsruhe Institut für Technologie <sup>2</sup>2016. 496 S. mit 551 Abb. ISBN 978-3-00-050927-8. € 49,90

Die Pfalzgrafen bei Rhein aus dem Haus Wittelsbach zählten als Kurfürsten seit dem Spätmittelalter zu den mächtigsten deutschen Reichsfürsten. Am Zusammenfluss von Rhein und Neckar bildeten sie mit der Kurpfalz ein geschlossenes Territorium aus, deren Zentrum Heidelberg bildete. Schloss Heidelberg symbolisierte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts den Machtanspruch der pfälzischen Kurfürsten. Das Schloss geht auf eine in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts über der Stadt entstandene Burganlage zurück, die